

Sonntagsgruß

Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Gießen

Nr. 30 Gießen, 9. Sonntag n. Trinitatis, den 28. Juli 1918 7. Jahrg.

Gottes Finger.

2. Buch Mose 8, 15. Da sprachen die Zauberer zu Pharao: Das ist Gottes Finger!

Die heidnischen Zauberer erkannten das Wirken des großen Gottes Moses und sprachen: Das ist Gottes Finger! Und wir, die wir das Walten Gottes in der Geschichte, das Wirken Gottes in der Gegenwart, den Willen Gottes in unserem eigenen Leben so klar erkennen könnten, wie wenig kommt es uns in heiliger Scheu und stiller Anbetung zum Bewußtsein: Das ist Gottes Finger! Wir sind so oft blind für die Schrift, die Gottes Finger in unserem Leben schreibt, und wollen lieber unser Dasein an eines Schicksals Zufallsspiel ketten oder von unserem eigenen Willen abhängig machen. Sind wir dann wirklich frei? Goethe hat einmal geäußert: „Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns ist.“ Wir werden erst freie Menschen — und freie Menschen sind immer zugleich starke, feste, siegesgewisse Menschen — wenn wir wissen: es waltet eine Vaterhand über uns, die uns nichts geschehen läßt, als was uns heilsam ist. Dann erkennen wir Gottes Finger in jeder Freude und jedem Leid, das uns das Leben bringt, und wissen wir auch nicht, weshalb er uns gerade einen Weg führt, der vielleicht gar nicht nach unserem Wünschen und Wollen ist, wir sind getrost und sicher in Gottes Hand, weil wir die unerschütterliche Gewißheit in uns tragen:

„Nein, in jenen düstern Fernen waltet keine blinde Macht,
Ueber Sonnen, über Sternen ist ein Vateraug', das wacht!
Keine finstern Mächte raten blutig über unsere Taten.
Sie sind keines Zufalls Spiel, nein, ein Gott, ob wir's auch leugnen,
Führt sie, wenn auch nicht zum eignen, immer doch zum guten Ziel!“

Geschichten und Bilder aus Alt-Gießen.

10. Erinnerungen an den Geheimen Kirchenrat Pfarrer Dr. Engel.

Unter den evangelischen Pfarrern, die im vorigen Jahrhundert in Gießen gewirkt haben, ist keiner so bekannt und angesehen gewesen, als der Geheime Kirchenrat, Dekan und Pfarrer Dr. phil. Philipp Christian Jakob Engel. Der „Sonntagsgruß“ hat schon vor sechs Jahren (Jahrgang 1912, Nr. 14)

eine ausführliche Biographie und das Bild dieses Mannes gebracht. Wir wiederholen hier zunächst die Daten aus seinem Leben. Engel war am 27. Februar 1790 in Gießen geboren, besuchte das Pädagogium (Gymnasium) und wurde an dieser Anstalt nach erfolgreichem zurückgelegtem Universitätsstudium schon im Alter von 20 Jahren als fünfter Lehrer angestellt. Im Jahre 1816 wurde er vierter, im Jahre 1820 dritter Pädagoglehrer. Am 22. November 1823 wurde er zum zweiten Stadtpfarrer ernannt, 1826 wurde er erster Stadtpfarrer. Diese Stelle behielt er bis zu seinem am 24. März 1864 erfolgten Tode.

Engel entstammte einer Gießener Bürgerfamilie. Sein Vater Wilhelm Magnus Engel war Schneidermeister, er war getauft worden am 25. Mai 1758. Der Großvater Magnus Wilhelm Johann Jakob Engel war Musketier bei der Gießener Garnison, gehörte also einer Schicht des deutschen Volkes an, die in schwerem Ringen um die Existenz ihrer Tage verbrachte und damals nicht viel Geltung hatte. Die Mutter hieß Johanna Katharina Dorothea Gotthardt, Tochter des Bürgers und Schneiders Hermann Jakob Gotthardt, sie war geboren 1747 und starb 1838.

Ueber diesen Geistlichen kursieren heute noch eine Menge von humoristischen Geschichten, die mehr oder weniger erfunden sind. Engel hatte nämlich gewisse Eigentümlichkeiten. Offenbar war er sehr witzig und besaß nicht die Gabe, einen Witz zu unterdrücken, was zweifellos öfters heilsam gewesen wäre. Im vertrauten Kreise gab er sich, wie das ehrliche Menschen tun, gern so, wie er war. Da er sein Leben lang nicht aus Gießen heraustrat, so machte er es, wie es in der alten Zeit alle Gießener, auch die Bürgermeister und Gemeinderäte, gemacht haben, er sprach seinen Gießener Dialekt. Ein alter Lehrer bekundet, daß im Anfang seiner Dienstzeit, so um das Jahr 1860, Engel hier die Schulprüfungen abgehalten habe. Wenn er eine Stunde lang geprüft habe, so habe er gesagt: „Ach, dä oarme Kearnercher, dä dauern mich, dä möge e wink springe, mir wolle e Paus' mache.“ Daraus geht sein menschenfreundliches Herz hervor. Soll man es dem Manne zum Verbrechen machen, daß er die heimische Mundart redete? Das war doch besser, als wenn man heute bei uns den Berliner Dialekt nachahmt und von den „Jungens“ und von „flaumachen“ und „mießmachen“ redet. Wenn jemand platt-

deutsch redet oder schreibt, so beugt man sich vor ihm in Ehrfurcht, in der Schweiz spricht man allgemein das Schwyzer Ditsch, das sind gewissermaßen die salonsfähigen deutschen Mundarten, soll man daneben nicht auch das oberhessische Deutsch gelten lassen? Engel hatte auch Feinde und Neider, namentlich solche, die es ihm verargten, daß er ein so volkstümlicher Mann war, die haben ihm auch gern am Zeug geslickt, ja das geschieht noch bis auf diesen Tag. Daß er zu einem Raubmörder, der sich weigerte, sich hinrichten zu lassen, gesagt habe: „Heß, laß dich löppe“ ist ein Wirtshauswitz, der auch von Karl Bogt weitergetragen worden ist, und zwar in seinen Lebenserinnerungen, die, was die Gießener Zustände und Personen betrifft, so glaubwürdig sind wie das, was Friedrich Christian Heinrich Lauthard 100 Jahre früher in Gießen erlebt haben will. Um über Engel ein objektives und zutreffendes Urtheil zu bekommen, hat sich der Herausgeber des „Sonntagsgrüßes“ an einen in unserer Mitte lebenden Herrn gewandt, der den alten Gießener Pfarrer noch gut gekannt hat. Es ist Herr Heinrich Hochstätter sen., der als Knabe und junger Mann nur einige Häuser weit von Engel gewohnt, oft mit ihm gesprochen hat und von ihm konfirmiert worden ist. Herr Hochstätter, der nun 79 Jahre alt ist, teilt uns folgendes mit:

„Unter den Geistlichen, die bisher als Seelsorger in unserer Stadt gewirkt haben, ist Engel unbestreitbar einer der volkstümlichsten gewesen, und die vielen wahren und erfundenen Geschichten und Anekdoten, die man sich heute noch von ihm erzählt, sind, wenn sie auch zum Teil irreführend sind, doch ein Beweis, daß wir in ihm eine ungewöhnlich kraftvolle und selbstsichere Persönlichkeit zu suchen haben.

Nicht glänzende Eigenschaften als Kanzelredner waren es, die ihm die Herzen zuführten, sondern das Ansehen und die Beliebtheit, die ihm zuteil wurden, muß mehr seinem menschenfreundlichen Wirken im allgemeinen zugeschrieben werden.

Wie mir mein Großonkel, ein Altersgenosse und Mitschüler von Engel, einst erzählte, so entstammte er einer einfachen Gießener Bürgerfamilie; sein Vater war Schneidermeister. Schon in der Schule zeigte sich bei ihm eine außergewöhnliche Begabung, die ihm später den Eintritt zum Pädagogium erschloß. Dort überflügelte er sehr bald alle seine Mitschüler und mit halb-jährlichen Versetzungen gelang es ihm, schon in seinem 16. Lebensjahr das Reifezeugnis für die Universität zu erhalten.

Wohl aus Anhänglichkeit an seine Vaterstadt, in der er aufgewachsen war, und die er nur ungern verlassen mochte, bewarb er sich schon frühzeitig um eine dort freigewordene Anstellung als Hilfsgeistlicher, die er auch erhielt und von der er dann später bis zum ersten Stadtgeistlichen aufrückte. Wäh-

rend seiner langen, fast zwei Menschenalter überdauernden Amtstätigkeit lernte er alle seine Pfarrkinder, ihre guten und schlechten Eigenschaften und alle Familienverhältnisse genügend kennen, um seine Behandlungsweise darnach einzurichten. Dies mag nicht nur das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit seiner Gemeinde befestigt, sondern ihm auch gleichzeitig die Ausübung seiner Pflichten als Seelsorger wesentlich erleichtert haben. Engel führte kein strenges Kirchenregiment, doch lag es ihm sehr am Herzen, den Sinn für Gottesfurcht und Sittlichkeit in seiner Gemeinde zu wecken und zu wahren.

Wie schon bemerkt, so war Engel durchaus kein hervorragender Kanzelredner; seine Predigten mögen wohl sehr gut durchdacht und ausgearbeitet gewesen sein, allein sie konnten nicht fesseln und nicht zu einer tieferen Andacht führen. Er sprach zu salbungsvoll und mit einer ihm ganz eigentümlichen Betonung und Belautung der Worte. Den Doppellaut „eu“ sprach er stets wie „ei“, das „t“ wie „d“ aus, betonte die Endsilben zu stark; die Anrede „Meine dei-eren Freunde“ wurde von ihm viel mehr angewandt, als es nötig war. Dies wirkte mitunter recht störend, und man mußte sich erst daran gewöhnen. Wie Engel zu diesen üblen Angewohnheiten gekommen ist, ist unersichtlich geblieben. Mit der Gießener Mundart hatten sie nichts gemein, einem sonst bekann-ten Dialekt schlossen sie sich ebensovienig an. Im gewöhnlichen Verkehr dagegen sprach Engel ganz ungezungen und genau so, wie die Gießener heute noch sprechen. Der Alt-gießener Dialekt war ihm wohl noch aus seiner Jugend von der Straße her bekannt, doch hat er ihn niemals bei Amtshandlungen angewandt, sondern nur in traulichen Gesprächen, wenn er einen besonderen Eindruck damit erzielen wollte.

Einladungen zu christlichen Familienfeiern nahm er ganz gern an und zeigte sich dabei stets als einen munteren und lebenswürdigen Gesellschafter. Durch seine Unterhaltungsgabe, durch kurze humorvolle und geistreiche Ansprachen, durch das Erzählen interessanter Geschichten und durch schlagfertige Bemerkungen wußte er eine ganze Gesellschaft aufzuheitern und nahm dann an der allgemeinen Fröhlichkeit gerne teil, doch ohne seiner geistlichen Würde das geringste zu vergeben. Die meisten Witz und Anekdoten, die man ihm nacherzählt, sind als unwahr und erfunden zurückzuweisen.

Den Konfirmandenunterricht erteilte er mit großem Ernst, und gegen Schüler, die sich etwas zuschulden kommen ließen, übte er eine durchgreifende Strenge. Und wenn er denn diese mit seiner Donnerstimme zurecht-wies, wurde es in dem großen Schulraum mäuschenstille, und niemand wagte sich zu musen.

Das häusliche Leben war bei Engel höchst einfach und bürgerlich, und mit seiner Amts-

wohnung
lauer zu
Staat n
rungen
alten S
Bauschö
rung be
jähriges
ausziehe
Burkhar
und der
verein g
In diese
dagogiu
gasse 7)
werden
Herrn S
Engel
Frau w
mann i
15 Jah
kinderlo
Töchter
manns
sich, das
einer tü
Die F
zustellen
werkern
machen
die Ges
ren, we
ten. Die
nicht de
ben; es
in die
auch n
sein Tu
dünten
hineinf
Engel
Gerech
er etwa
so spra
Gesahr
Meinun
sonder
Der
Amtsj
Geprä
Straß
sie wa
vielen
und D
bestan
einem
in grü
wurde
sen, o
dem A
sther
ren F
gen l
lanter
Beauf
gemei

wohnung, die ihm in der sogenannten Kaplanei zugewiesen war, konnte er nicht viel Staat machen, denn zeitgemäßen Anforderungen entsprach sie durchaus nicht. In dem alten Hause zeigten sich sogar bedenkliche Bauschäden, die einer gründlichen Aufbesserung bedurften. Kurz bevor Engel sein 50-jähriges Amtsjubiläum feierte, mußte er ausziehen und in dem damals Schlosser Burkhardschen Hause, Ecke der Sonnenstraße und der Neuen Bäume, jetzt dem Gesellschäftsverein gehörig, eine Mietwohnung nehmen. In diesem Hause befand sich früher das Pädagogium. Die alte Kaplanei (Kaplaneigasse 7) konnte wieder bewohnbar hergestellt werden und befindet sich jetzt im Besitz des Herrn Hoslieferanten Brück.

Engel war verheiratet gewesen, seine Frau war eine Tochter des Präzeptors Hoffmann in Heuchelheim, starb aber frühzeitig, 15 Jahre vor ihrem Manne. Die Ehe blieb kinderlos, doch nahmen die Eheleute das Töchterchen des Bruders der Frau, des Kaufmanns Karl Hoffmann am Seltersweg, zu sich, das jedoch, kaum der Schule entwachsen, einer tödlichen Krankheit erlag.

Die Frau Kirchenrat war schwer zufriedenzustellen, ihre Ansprüche, die sie bei Handwerkern und Kaufleuten mitunter geltend zu machen suchte, waren sehr weitgehend, so daß die Geschäftsleute durchaus nicht entzückt waren, wenn sie von ihr einen Auftrag erhielten. Dagegen scheint sie auf ihren Ehemann nicht den geringsten Einfluß gehabt zu haben; es ist wenigstens niemals etwas darüber in die Oeffentlichkeit gedrungen, und es ist auch nicht gut anzunehmen, da Engel all sein Tun und Lassen nur nach eigenem Gutdünken richtete, sich von anderen nicht gern hineinreden ließ und sehr selbständig war.

Engel besaß neben einem ausgeprägten Gerechtigkeitsgefühl viel Freimut, und wenn er etwas sah oder hörte, was ihm nicht gefiel, so sprach er seine Meinung aus, selbst auf die Gefahr hin, damit Anstoß zu erregen. Seine Meinung wahrte er nicht nur nach unten, sondern auch nach oben.

Der Tag, an dem Engel sein 50-jähriges Amtsjubiläum feiern konnte, hatte fast das Gepräge eines kleinen Feiertages. Auf den Straßen zeigte sich mehr Bewegung als sonst, sie waren belebt durch Neugierige und die vielen Wagen mit festlich gekleideten Herren und Damen, die zur Gratulation fuhren. Es bestand ein Komitee, welches die Feier nach einem festen Programm leitete, so daß alles in größter Ordnung verlief. Des Morgens wurde zuerst eine kirchliche Andacht abgehalten, an der vorzugsweise die Pfarrer aus dem Dekanat, der Kirchenvorstand, die Vorsteher der weltlichen Behörden und die näheren Freunde des Jubilars teilnahmen. Gegen 10 Uhr begann die Auffahrt der Gratulanten. Es waren so viele, daß jedem der Beauftragten nur eine beschränkte Zeit zugemessen werden konnte, und doch dauerte der

Empfang bis in die Nachmittagsstunden. Mit einem früheren Realschüler und einem Stadtschüler war auch ich beauftragt, dem Jubilar die Glückwünsche seiner Konfirmanden aus unserem Jahrgang des Gymnasiums zu überbringen und ihm ein Album zu überreichen mit den gesammelten Photographien seiner ehemaligen Schüler. Am Abend hat noch eine zwanglose allgemeine Feier stattgefunden, an der sich seine Freunde und Verehrer in großer Zahl beteiligten.

Es entsprach ganz dem hohen Ansehen, das Engel genoß, und ebenso dem Sinne der Bevölkerung, daß der Gemeinderat nach seinem Tode die Beisetzung in einer fast fürstlichen Weise angeordnet hatte. Die Trauerandacht wurde in der Stadtkirche abgehalten. Dort, an der Stätte seines Wirkens, war der mit Blumen reich geschmückte Sarg feierlich aufgebahrt. Von da bewegte sich der endlose Leichenzug unter Vorantritt einer größeren Zahl von Geistlichen in vollem Ornat und unter Nachfolge sämtlicher Behörden und Körperschaften, vielen Vereinen und Gesellschaften, sowie einer Beteiligung von Leidtragenden aus allen Kreisen durch eine dichtgedrängte Menge unter dem Geläute sämtlicher Kirchenglocken nach dem Friedhofe. Die Mitglieder des Stadtvorstandes trugen den Sarg an weißen Servietten, die durch die Sarggriffe geschlungen waren, aus der Kirche zum Grabe.

Engel wurde zwar von gewisser Seite für hartherzig gehalten, weil Gewohnheitsbettel nichts von ihm zu erwarten hatten, doch war es manchem Eingeweihten bekannt, daß er Wohlthaten im stillen übte und unbemittelte Eltern von begabten Schülern unterstützte. Auch wurde es ihm später von manchen verübelt, daß er sein nachgelassenes Vermögen nur an auswärtig wohnende Verwandte seines Stammes und nichts an die hier lebenden Verwandten seiner ihm vorangegangenen Ehefrau testamentarisch vermacht hatte.

Daheim.

Nur wer in der Fremde gewesen ist, weiß, was es heißt: Daheim! Wir denken an die alten Tage. Weihnachten kam — wie haben sich die Schüler gefreut, wieder heim zu kommen. Wie hat sich der Soldat gefreut, der Reservist, in Friedenszeiten: die Uebung war vorüber, und er durfte heim.

Heute sind wir draußen, das ganze Volk ein Heer, und die Uebung will nicht aufhören. Alle sind wir Schüler und müssen lernen, was es heißt, eine Heimat zu haben.

Es hat viele gegeben, die ihre Heimat nicht mehr geschätzt haben. Manche haben ihr gegrollt. Vielleicht mit Recht. Ich kenne einen Mann, eine Zierde der deutschen Wissenschaft; er hätte auch gerne seinen Lehrstuhl in der Heimat aufgeschlagen; man hat ihn nicht gewollt. Später wollte man ihn, er lehnte mit bitterem Herzen ab.

Anderer haben freilich weniger Grund gehabt, ihrer Heimat zu zürnen. Es hat vor dem Krieg viele gegeben, namentlich junge Leute, die superflüg ihrer Heimat den Rücken gekehrt haben; sie meinten, draußen sei alles schön und gut, da liege auch das Geld auf der Straße. Und andere sind hinausgezogen und haben Sprache und Heimat verleugnet, sind fremder Leute Knecht und Anbeter geworden. Manche kamen zu äußerem Glück, andere gingen auch verloren, wie das Samentorn, das der Wind wegweht von der mütterlichen Scholle, und es verdorrt am Wegrand oder auf einem Steinhaufen.

Dieser Tage war ein Feldgrauer in meinem Haus; er hat viel mitgemacht und ist weit herumgekommen. Wie hat er mit Liebe alles umfaßt, jede Straße, jeden Feldweg, jede Blume, Land und Wald und Menschen, so, als hätte er alles nie gehabt; so dankbar und glücklich war er.

Unsere Brüder draußen lernen auch, was deutsche Ordnung und Zucht heißt. Die in Rußland waren, haben wenig Sinn für Bolschewikismus. Und wer Belgien kennt, schätzt die deutsche Frau wieder. Wievielen ist auch das einst nicht mehr heilig gewesen, Liebe und Ehe. Jetzt zieht der Vater, der in Urlaub kommt, mit Inbrunst seine Kinder auf die Knie und ist glücklich, ein treues Weib zu haben. Auch die Pflichten, die einem das Vaterland auferlegt, sieht mancher mit anderen Augen an. Die in andern Ländern können auch nicht tun, was ihnen paßt, sie stehen unter einem viel schärferen Regiment.

Schade, daß Gott so starke Mittel braucht, um uns zur Vernunft zu bringen. Und noch sind viele nicht kuriert. Vielen ist auch der Krieg kein Erzieher; sie betrachten nach wie vor das Leben als eine Weide, wo es gilt, möglichst viel an sich zu raffen und abzugrasen.

Andern freilich ist auch der Glaube ein neues Stück Heimat geworden. Der Zweifel und die religiöse Gleichgültigkeit haben doch einen ziemlichen Schlag erlitten, wenn man auch nicht sagen kann, daß wir allgemein frömmere geworden sind. Aber die schon vorher religiöse Menschen waren, haben eine reiche Belebung ihres Innern erfahren, und viele, die dumm und kalt beiseite standen, sind bei der Hand gefaßt und herzu gebracht worden. Laß es uns den Franzosen den leichtfertigen Zweifel und den Engländern ihre Nützlichkeitmoral; im deutschen Volke hat der Glaube immer eine Stätte gehabt und das sittliche Ideal eine Heimat.

Heimat — wir wollen sie neu umfassen, wenn wir erst ganz wieder zu Hause sind, wenn die fremden Horden von ihren Grenzen gewiesen und die Friedensglocken läuten. Bis dahin aber und solange wir ihre Sonne schauen dürfen, soll uns die Heimat eines

der köstlichsten Güter sein, die Gott uns gegeben, so heilig, wie unser Leben, so süß wie Muttersprache.

Bereit sein!

Wenn wir aus der Wanderschaft
In die Heimat kommen,
Wenn des Lebens letzte Kraft
Von uns wird genommen,
Wenn die letzte Lust vergeht
Mit den letzten Sorgen,
Sei es frühe oder spät,
Abend oder Morgen:
Lehre mich bereit zu sein
Für die dunkle Reise,
Und dann wiege selbst mich ein
Wie ein Kind so leise.

Die letzte Feldpostkarte eines im Osten
gefallenen deutschen Landsturmmannes.

Worte zum Nachdenken.

Ob die Sonne dröben
Wolken hüllen ein,
Stürme brausend toben,
Berge Feuer spei'n,
Und kein anderer Retter
Dir zum Troste da:
Auch in Sturm und Wetter
Ist der Herr dir nah.

Julius Sturm.

Die Gräfin Dorothea von Solms nahm zu ihrem Totenkleide rote Seide, das heißt: Christi Blut und Gerechtigkeit. Auf dem roten Kleide stand der Vers gestickt:

In Jesu reiner Seiden
Will ich mich gläubig kleiden
Und von der Welt abscheiden
Zu meinem Gott mit Freuden.
Aus Hofeggers „Heimgarten“.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag den 28. Juli (9. nach Trinitatis).

Gottesdienst.

In der Stadtkirche. Vormittags 8 Uhr, zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Markusgemeinde. Pfarrer Schwabe. — Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Mahr. — Kinderkirche fällt aus. — Mittwoch den 31. Juli, abends 8 Uhr: Kriegsbefunde. Pfarrer Mahr.

In der Johanneskirche. Vormittags 8 Uhr, zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Johannesgemeinde. Pfarrassistent Liz. Keuning. — Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer. — Kinderkirche fällt aus.